

Format de citation

Kaiser, Michael: Rezension über: Axel Gotthard, Der liebe vnd werthe Fried. Kriegskonzepte und Neutralitätsvorstellungen in der Frühen Neuzeit, Köln [u.a.]: Böhlau, 2014, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 43 (2016), 3, S. 579-581, DOI: 10.15463/rec.2144006828



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Justi als Prototyp, während der Germanist Jörg Wesche selbstverantwortete Daseinsentwürfe nach Kleist und Herder der religiösen wie säkularen Schicksalssemantik des 17. Jahrhunderts gegenüberstellt, die um 1700 aber bereits kommerziell transformiert werden konnte. Nebenbei: Scott ist am Südpol gescheitert, nicht am Nordpol (201). Die anglistischen Beiträge bleiben durchweg noch enger an ihren Texten, bis hin zu minutiösen philologischen Diskursanalysen. Es geht um die Selbstdarstellung von Herausgebern gescheiterter englischer Periodica (Birte Bös), um die publizistische Auseinandersetzung mit der Katastrophe des aufwändigen schottischen Kolonisationsprojekts in Panama/Darién (Claridge) und um Walter Raleighs vergeblichen Versuch, mit der hochstaplerischen Geschichte seiner gescheiterten Guiana-Expedition sein selbstverschuldetes Scheitern als königlicher Günstling wettzumachen. Als Realhistoriker fragt man sich freilich, ob die Erotik des elisabethanischen Günstlingssystems tatsächlich auf platonischen Petrarchismus beschränkt blieb (175–178). Laut Jens Martin Gurr blieben Thomas Mores Geschichte Richards III. und Percy Bysshe Shelleys „Philosophical View of Reform“ trotz ihres hohen Ranges deswegen zunächst unveröffentlicht, weil beide Autoren auf Aporien gestoßen waren. More wusste den von ihm abgelehnten Heinrich VII. nicht kohärent einzubauen, während Shelley erkannte, dass Revolution wie Gewaltlosigkeit keine Aussicht auf Erfolg haben würden, weil sie in den Händen der Masse lagen. John Dryden und andere hingegen verstanden es, den Feuersturm, der 1666 London zerstört hatte, gegen kritische Stimmen hinterher in eine royalistische Erfolgsgeschichte umzumünzen (Christoph Heyl). Viele interessante Details, aber ein enttäuschendes Gesamtergebnis: Wie heutige Banker pflegten auch die Menschen der Frühen Neuzeit überwiegend anderen die Schuld an ihrem Scheitern zu geben.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Gotthard, Axel, Der liebe vnd werthe Fried. Kriegskonzepte und Neutralitätsvorstellungen in der Frühen Neuzeit (Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht, 32), Köln / Weimar / Wien 2014, Böhlau, 964 S., € 128,00.

Der Ausgangspunkt für diese Studie war für den Autor ein archivalischer Befund: In vielen Akten des frühen 17. Jahrhunderts taucht der Begriff der Neutralität auf, allerdings durchgängig negativ konnotiert. Bei weiteren Recherchen erweiterte sich der Untersuchungsbereich, denn die Neutralität konnte nur im Kontext der damaligen Kriegs- und Friedensvorstellungen verstanden werden. Angelegt wurde also ein „Buch über konzeptionelle und strukturelle Voraussetzungen der vormodernen Bellizität“ (17), das auf dieser Basis erklären will, wie sich in der Vormoderne ein Konzept von Neutralität entwickelte und zu einem operationalisierbaren Begriff für die politische Praxis wurde.

Bevor die Neutralität in den Mittelpunkt rückt, werden in einem ersten Teil der Stellenwert des Friedens und komplementär dazu die frühmoderne Auffassung des Kriegs untersucht. Die konfessionelle Spaltung machte Friedensschlüsse brüchig, weil unsicher war, ob gegenüber Anderskonfessionellen überhaupt ein Frieden zu halten sei, ja ob man überhaupt Frieden schließen dürfe. Entsprechend konnte man nicht nur über das *bellum iustum* diskutieren, sondern auch darüber, ob Krieg gegen Häretiker nicht sogar geboten war. Neben dem Konfessionsstreit wird mit dem Streben nach Ehre und Ruhm ein weiterer Faktor vormoderner Bellizität ausgemacht, und im Konzept der Balance of Power und im frühneuzeitlichen Staatensystem findet der Autor wenig Ansätze, die den Krieg regulierbar und den Frieden verlässlicher machten. Tendenziell ist in der Vormoderne aber eine Entkonfessionalisierung (oder auch Säkularisierung)

festzustellen, die für Krieg und Frieden eine neue Basis völkerrechtlicher Verbindlichkeit bereitete.

Allerdings gab es dabei immer wieder Phasen der Rekonfessionalisierung und Resakralisierung des Kriegs. Dies war auch im Dreißigjährigen Krieg der Fall, und entsprechend bildet eine Fallstudie zum böhmischen Aufstand den zweiten Teil, in dem vor allem untersucht wird, wie die Geschehnisse in Böhmen im Reich – hier vor allem in Kursachsen – und in Europa wahrgenommen wurden. Man sah in ihnen entweder eine Rebellion oder einen Religionskrieg, wobei letztere Auffassung vorherrschte (auch konfessionsübergreifend); selbst wenn teilweise politische Ambitionen, die man durchaus erkannte, als religiös verbrämt entlarvt wurden, hob man gerade unter Rekurs auf die Ereignisse im 16. Jahrhundert und insbesondere den Schmalkaldischen Krieg die konfessionspolitische Deutung hervor; letztlich hat all dies den Konflikt, der den Dreißigjährigen Krieg einläutete, erst recht verschärft.

Erst nach diesem Vorlauf (immerhin ab 353) beginnt der dritte und umfangreichste Teil, der sich der Neutralität widmet. Ein Forschungsüberblick leitet ins eigentliche Thema ein, das die „vorklassische“ Neutralität als eigentlichen Untersuchungsgegenstand identifiziert, also die Phase vom Beginn der Frühen Neuzeit bis zum 18. Jahrhundert, als sich die klassische Neutralität allgemein etablierte. In der Phase hatte die Neutralität „Akzeptanzprobleme“ (353) und wurde je nach Standpunkt als unklug, unehrenhaft und unmoralisch oder sündhaft diffamiert (701 ff.). Zunächst werden zeitgenössische Druckwerke untersucht. Vor allem das polemisch ausgerichtete Tagesschrifttum spiegelt verschiedene Spielarten der Neutralität und die entsprechende Kritik daran, bis in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dann eine Beiläufigkeit in der Behandlung der Neutralität zu konstatieren ist (428). Deutlich entkrampft war das Verhältnis zur Neutralität in der frühen politologischen Literatur, die sie zwar nicht unbedingt positiv bewertet, aber immerhin nicht von vornherein diskreditiert (vgl. 459). Gerade in Dissertationen wurde an der Verrechtlichung des Neutralitätsbegriffs gearbeitet und damit schließlich auch die Vorstellung eines Neutralitätsrechts befördert, wie sie aber erst im 18. Jahrhundert Anerkennung finden konnte.

Diesen Befunden aus der Publizistik stellt der Autor dann die politische Praxis entgegen. Fallbeispiele für praktizierte Neutralitätspolitik werden vor allem aus dem Schmalkaldischen Krieg, dem Dreißigjährigen Krieg und dem Holländischen Krieg gewonnen. Neutralität mußte erbeten, konnte also auch abgelehnt werden. Doch selbst eine vertraglich fixierte Neutralität brachte keine Sicherheit. Eine Äquidistanz zu den Kriegsparteien ließ sich kaum aufrechterhalten, Neutrale mußten sich arrangieren und nolens volens kollaborieren. Neutralität war eben eine „völkerrechtliche Leerstelle“, die viel Flexibilität ließ, aber eben auch nur bedingten Schutz brachte (700).

Am Ende zeigte sich, daß Neutralität innerhalb einer „polyzentrische[n] horizontale[n] Ordnung“ die besten Chancen hatte (866). Als Resümee (774–875) ist daher festzuhalten, daß sich Neutralität in der Vormoderne dynamisch entwickelt hat, und zwar von einem negativ besetzten Begriff hin zu einem rechtlich faßbaren Handlungsmuster (so schon 496) – die Geschichte der Neutralität war also durchaus eine Erfolgsgeschichte.

Diese Zusammenfassung ist ein Destillat aus fast 900 Seiten, die nicht nur für sich genommen schon eine große Masse Text darstellen, sondern auch in ihrer mündlichen Gedankenführung dem Leser große Anstrengungen abverlangen. Die Studie ist ungemein material- und gedankenreich. Doch wenn immer wieder Exkurse ins Mittelalter und auf Nebenschauplätze sowie Ausblicke bis in die Gegenwart die Argu-

mentation erweitern, weitere Ausdifferenzierungen, Relativierungen, Seitenbefunde und Ergebnisse erweiterter Recherchen nicht nur in Nebensätzen, Parenthesen und Klammern die Syntax verkomplizieren, sondern auch noch die Fußnoten aufblähen, ist der Punkt erreicht, an dem weniger mehr gewesen wäre. Wenn einige dieser Ideen für andere Arbeiten aufgespart worden wären und dadurch einige wenige Geistesblitze eine intensivere Diskussion erfahren hätten, wäre womöglich ein tieferes Verständnis ermöglicht worden, als es die Kaskaden ausführlicher Flugschriften-, Memorial- und Korrespondenzexzerpte in ihrer Atemlosigkeit zulassen. Auch wäre eine stärkere Kontextualisierung und Analyse der Fallbeispiele wünschenswert gewesen.

Wer die Vorläufigkeit der eigenen Befunde und die Notwendigkeit weiterer intensiver Quellenstudien betont, dem mag man gern ein ehrliches Bewußtsein für die begrenzten Kapazitäten eines einzelnen Forschers attestieren. Aber hätte es diese Studie wesentlich weitergebracht, wenn „einige hundert europäische Archive systematisch“ nach Hinweisen auf Neutralität durchgekämmt worden wären (536f.)? Statt dessen hätte der Mut zu einer Komplexitätsreduktion eine konzise Ergebnispräsentation und eine dezidierte Meinungsbildung entscheidend befördern können. Die vorliegende Studie hat das Potential, die Diskussion über die frühneuzeitliche oder eben „vor-klassische“ Neutralität maßgeblich zu prägen. Doch da sie sich vielfach selbst im Weg steht, wird es ihr schwerfallen, in der Forschung rezipiert zu werden und damit Wirkung zu entfalten.

Michael Kaiser, Köln / Bonn

Sluga, Glenda / Carolyn James (Hrsg.), *Women, Diplomacy and International Politics since 1500* (Women's and Gender History), London / New York 2016, Routledge, XVIII u. 273 S., £ 31,99.

Zwei australische Historikerinnen haben einen Band zusammengestellt, der sich in die seit einigen Jahren zu beobachtende Neuorientierung politischer Geschichte ebenso einordnen lässt wie in neuere Forschungen zur politischen „agency“ von Frauen vor 1800. Ziel der Aufsatzsammlung ist es, die Rolle von Frauen als „political negotiators“ und „diplomatic agents“ (1) seit dem Beginn der Neuzeit darzustellen, wobei verschiedene Hauptstädte Europas in den Blick genommen werden.

Sechs der knapp und präzise formulierten Fallstudien sind der Zeit bis 1800 gewidmet: Carolyn James nimmt Isabella d'Este (1474–1539) in den Blick und stellt an ihrem Beispiel die lange wenig beachteten oder zur Ausnahme stilisierten politischen Aktivitäten von Fürstinnen im Rahmen von Verhandlungen dar. Elena Woodacre nutzt Briefe mehrerer spanischer Damen fürstlicher Herkunft, um die Relevanz von Korrespondenznetzwerken für die Gestaltung interterritorialer Beziehungen im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert zu skizzieren. Mirella Marini zeichnet am Beispiel von Margarethe von der Marck, verheiratete Arenberg (1527–1599), nach, dass auch nichtfürstliche hochadelige Frauen durch das Aushandeln von Eheschließungen und die Gestaltung familiärer Netzwerke politisch-diplomatische Handlungskompetenz erlangen konnten. Laura Oliván Santaliestra stellt dar, wie die Gemahlin des englischen Botschafters in Madrid in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts mit ihrem Ehemann zusammenarbeitete. Dabei kann die Autorin auch nachweisen, dass dieses konzertierte Auftreten bei Kontakten zum Hof und zur adligen Gesellschaft der Residenz wie zu anderen Diplomaten in zeitgenössischen Texten als üblich und naheliegend thematisiert wird – ein Umstand, den die traditionelle Diplomatiegeschichte seit dem 19. Jahrhundert völlig übergang. Silvia Mitchell berichtet dann von der Rolle der Königin bei der Verhandlung von interdynastischen Eheverbindungen in Spanien bzw. Frankreich um 1670, während Corina Bastian allgemeinere Beobachtungen zu